



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 32.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Agnelillo schien Durst zu haben, denn er ließ sich von dem jungen Mädchen ein Glas Limonadenwasser geben, das er mit zwei Centesimi bezahlte. Während er das Glas langsam austrank, plauderte und schäkerte er mit dem Mädchen, plötzlich aber stellte er es rasch wieder hin, sagte dem Mädchen gute Nacht und sprang quer über die Straße nach der anderen Seite.

„Tonino, Tonino!“ rief er einem jungen Burschen nach, der mit einer kleinen Tasche aus Glanzleinwand vorbeilief.

Der Bursche drehte sich herum. Es war der kleine Barbierjunge, der neben Don Leones Laden beschäftigt war und momentan sich auf seiner „Tour“, das heißt auf dem Kundenbesuch, befand.

„Du, Agnelillo? Was giebt's?“ fragte er.

„Je nun, was wird's geben, Tonino, ein Glas Wein wird's geben, wenn du Appetit hast. Willst du?“

„Agnelillo, ich habe keine Zeit. Ich muß noch die Kunden barbieren.“

„Nun gut. Wie lange kann das dauern? Eine Viertelstunde, he?“

„Ungefähr.“

„Gut, gut. Ich erwarte dich bei Don Nicolo in der Via di San Sebastiano. Verstanden? Ich habe mit dir zu sprechen.“

Der Barbierjunge schien darüber, daß irgend jemand auf dieser Welt mit ihm zu sprechen habe, sehr stolz zu sein. Seine hauptsächlichsten Unterhaltungen waren bisher flinke Fußtritte seines Lehrmeisters oder auch der Kunden, hin und wieder auch einmal eine Ohrfeige gewesen, wenn er seine Sache nicht zu deren Zufriedenheit besorgte. Und nun hatte jemand tatsächlich etwas mit ihm zu reden. Er wußte auch schon, was es war. Seit der Affaire, die dem alten Don Leone das Leben gekostet hatte, war er entschieden eine gewichtige Persönlichkeit geworden. Alle Welt fragte ihn nach dem Mörder und nach dem, was er von der Sache wußte oder auch nicht wußte. An Stelle der Fußtritte waren die neugierigen Fragen getreten, worüber er gar nicht böse war.

„Abgemacht, Agnelillo. Ich bin da, noch ehe eine Viertelstunde vergeht,“ erwiderte er und eilte flink weiter.

Agnelillo begab sich langsam und gemächlich in die Schenke Don Nicolos in der Via di San Sebastiano. Das war ein ziemlich großer Raum, nicht besonders einladend, vielmehr dunkel, schmutzig, mit primitiven Holzbänken und Tischen. Aber gleichwohl war die Kneipe sehr besucht, und Agnelillo hatte Mühe, bis er an einer der schwarzgerußten Säulen, die das Gewölbe trugen, einen Platz fand, der ihm zusagte. Er brauchte auch gar

nicht lange zu warten, denn kaum hatte er sich niedergefetzt und einen Schluck von dem dicken, starken Sizilianerwein getrunken, der die Spezialität Don Nicolos war, als auch der kleine Barbierjunge sich einstellte und bei Agnelillo Platz nahm.

Er war ein kleiner, pudiger Kerl von vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahren, frühreif, unverfälscht und frech, wie gewöhnlich die neapolitanische Straßenjugend, wenn sie nicht in ganz strammer Zucht ist. Schon die Art und Weise, wie er auf der Holzbank neben Agnelillo Platz nahm, das Selbstbewußte in

seinem Auftreten, als ob es für ihn etwas Alltägliches wäre, im Weinhaufe zu sitzen, wie er ferner einen alten Zigarrenstummel aus der schmierigen Hocktasche hervorholte, ihn anbrannte und dicke, übelriechende Wolken vor sich hin blies, wie er den Hut hinwarf und sich durch die fettigen Haare fuhr, das alles charakterisierte den kleinen Antonio Giubba als den richtigen neapolitanischen Gassenjungen.

Agnelillo stieß lustig mit ihm an, und beide tranken in großen Zügen den dicken ungemischten Wein. Antonio mochte sich nichts vergeben, obgleich er wohl wußte, daß er nichts vertragen konnte und am anderen Tag die gräßlichsten Kopfschmerzen haben würde.

„Und nun, wie steht's? Du hast ihn gesehen, Tonino?“

„Wen, Agnelillo?“

Sie sprachen leise und geheimnisvoll, denn obgleich sie allein an einem kleinen Tisch saßen, wollten sie doch nicht, daß die zunächst Sitzenden hören sollten, was sie sprachen.

„Den Mörder!“

„Ah ja. Natürlich, im Vicolo sette Dolori.“

„Nein, ich meine in der Vicaria,*) den sie eingesperrt haben.“

„Nein, den habe ich noch nicht gesehen.“

„Geh doch, Tonino! Hast du ihn



Prinz Mirko von Montenegro und seine Gemahlin Natalie, geb. v. Konstantinowitsch. (S. 252)
 Nach einer Photographie von Z. Weiss in Rijja.

*) Vicaria oder Casaleo Capuano ist das heutige Tribunalgebäude von Neapel. Früher war es die Residenz der hohenstaufischen Fürsten, wenn sie in Neapel waren. Es ist von Kaiser Friedrich II. erbaut.

nicht gesehen am Abend des Mordes im Bicolo fette Dolori?"

"Ist es derselbe?"

"Trink! Ich will nicht wieder zum Himmel aufblicken, solange ich lebe, wenn es nicht derselbe ist. Hatte er nicht einen dunkelbraunen runden Filzhut auf?"

"Ja, einen dunkeln runden Filzhut."

"Einen dunkelbraunen sage ich, so wahr der Himmel über uns ist. Und ein dunkles Jackett, was?"

"Ganz richtig, ganz richtig."

"Ein junger blasser Mann, mit einem kleinen Schnurrbart, kurzgeschorenen schwarzen Haaren und großen schwarzen Augen. So!"

Agnelillo riß die Augen auf, um dem kleinen Barbierjungen klar zu machen, wie groß die Augen des Betreffenden seien. Das sah komisch aus, und Antonio lachte auch, wie über einen köstlichen Spaß.

"Ja, ja — ja, ja!" meinte er lachend, ohne viel zu wissen, was er sagte.

"Nun," fuhr Agnelillo lebhaft fort, "so ist's klar, es ist Mario Marini."

"Ja, ja, so heißt der, den sie eingesperrt

haben. Ich habe es gelesen im „Corriere“: Mario Marini."

"Es ist derselbe, den du im Bicolo fette Dolori gesehen hast. Bei meiner Seele! Ich kenne ihn ja wie meine Tasche. Es ist derselbe, ganz und gar derselbe. Kenne ich ihn etwa nicht? Habe ich ihn etwa nicht gesehen? Hast du ihn etwa nicht gesehen, Tonino? Und er will noch leugnen? Er will es nicht gewesen sein? Sagen nicht alle Leute im Bicolo fette Dolori, daß er es gewesen ist? Es ist derselbe, Tonino, beim ewigen Vater im Himmel, es ist derselbe. Ist es nicht derselbe, Antonio?"

Agnelillo redete in dieser Weise wohl noch eine Viertelstunde auf den kleinen Giubba ein, in dem unbestimmten Gefühl, daß man eine Sache nur recht oft behaupten und wiederholen müsse, damit der andere von der Wahrheit derselben überzeugt sein müsse.

Und in der That sagte denn auch Antonio, vielleicht lediglich in dem Gefühl, damit dem Agnelillo angenehm zu sein, wogegen ihn ein Widerspruch verdrießen müßte, was er nicht wollte, weil Agnelillo doch den Wein, den sie

just tranken, bezahlte: "Es ist derselbe, Agnelillo, genau derselbe. Er will sich nur 'rausreden."

"Nun, das wollen wir ihm schon vertreiben, wollen wir nicht, Tonino? Was recht ist, muß recht bleiben. Nicht?"

"Natürlich, natürlich, Agnelillo."

"Das ist unsere Pflicht, nicht Tonino? Trink! Ist das nicht unsere Pflicht?"

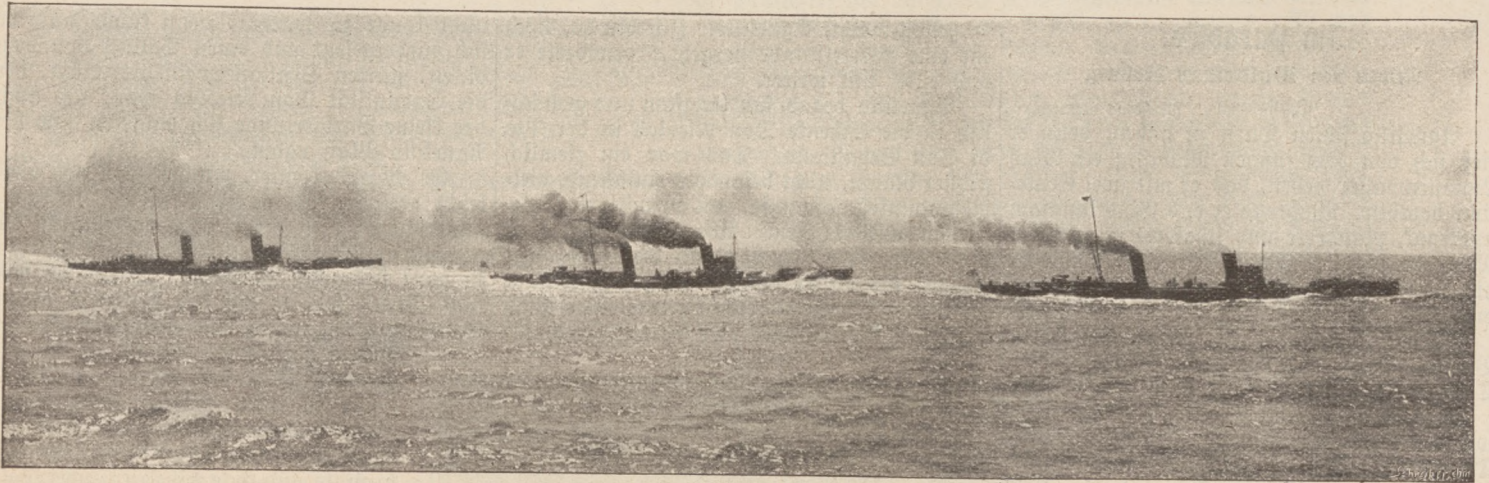
"Selbstverständlich, selbstverständlich!" bekräftigte dieser. Der starke Wein machte sich in seinem ohnehin schon schwachen Kopf bemerkbar, aber er wollte sich das natürlich nicht merken lassen, und so stimmte er seinem Gastgeber immer eifriger zu.

"Sie werden ihn dir schon zeigen, Tonino, wenn du in der Vicaria vernommen wirst, und du wirst sehen, daß es derselbe ist, genau derselbe. Wirst du es nicht sehen?"

"Natürlich, natürlich! Warum sollte ich es denn nicht sehen?"

"Und wirst es sagen, daß es derselbe ist. Wirst du es nicht sagen, Tonino?"

"Natürlich werde ich es sagen. Warum soll ich es denn nicht sagen?" erwiderte To-



Torpedobootmanöver bei Kiel. (S. 252)

Nach einer Photographie von A. Renard in Kiel.

nino halb benebelt und als ob er an der Redensart Gefallen fände oder zu denkfaul sei, um eine andere zu suchen.

Schließlich trennten sich beide unter den heftigsten Freundschaftsbeteuerungen. Agnelillo blieb noch sitzen, „um ruhig auszutrinken“, Tonino aber eilte fort „ins Geschäft“, einem unbestimmten Schicksal entgegen. Wahrscheinlich — so dachte er — setzte es wieder eine anständige Portion Brügel-suppe, wie das letzte Mal, aber das schadete nichts — es sah es ja niemand. Damit war alles gerettet.

17.

Der Stadtklatsch, dieser traurige Sport alter Weiber beiderlei Geschlechts, hatte sich natürlich mit Eifer des Falles Marini-Giuberti bemächtigt. Die Zeitungen, die nur zu gern auf solche krankhafte Wucherungen der öffentlichen Meinung eingehen, verzeichneten die fabelhaftesten Gerüchte, die da und dort auftauchten; das Publikum aber verschlang diese Nachrichten begierig und schmückte sie noch möglichst aus. Für die arme Peppä, die mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens an dem Bruder hing, und für die außerdem vom Ausgang des Prozesses im eigentlichsten Sinne des Wortes „Sein oder Nichtsein“ abhing, war diese Zeit bis zur öffentlichen Verhandlung gegen Mario ein wahres Fegefeuer auf Erden. Sie wagte gar nicht mehr, mit irgend jemand zu sprechen, sie traute sich nicht, in eine Zeitung zu sehen, aus Furcht, wieder

eine öffentliche Verunglimpfung ihres Bruders, eine neue Beleidigung zu finden. Menschen scheu, zurückgezogen, in Gram versunken, lebte sie, die sonst in übermütiger, froher Laune getollt, wie ein Kind gelacht und gejauchzt hatte — nicht selten auch auf Kosten anderer, die sich nicht wehren konnten — einsam dahin und wartete „auf die Gerechtigkeit“, auf den Tag, der all diese Lügen und Gemeinheiten zu Schanden machen mußte. Denn daß dieser kommen mußte, das war für sie so sicher wie der Himmel über ihr. Ohne diese Hoffnung wäre sie gestorben. Ebenso hilflos wie unschuldig stand sie diesem Treiben gegenüber, und selbst das war noch ein Vorteil, der ihrem Vater entging. Er war nicht unschuldig, und wenn er darüber nachdachte, welches Elend er über sich und seine Kinder heraufbeschworen hatte, so verfluchte er seine Tage in der Villa Marini, seine Blindheit, mit der er nicht wahrnahm, wohin er ging, seine Genußsucht und Leichtsinns, die nun an seinen Kindern gerächt wurden. —

Der Fall Marini-Giuberti war, wie der Staatsanwalt de Felice vorhergesagt hatte, eine „große Sache“ geworden.

Schon lange vor neun Uhr war der große Sitzungsaal in der Vicaria gedrängt voll. Die Logen, die Sitzreihen füllten Kopf an Kopf Leute, die gespannt die Strapazen einer voraussichtlich stundenlangen Verhandlung auf sich luden, um ihre Neugierde zu befriedigen, um die ersten zu sein, die den Urteilspruch

hörten, und um das Vergnügen zu haben, den jungen hübschen Marini noch einmal zu sehen — ehe er ins Bagno wanderte, die Kette am Fuß. Und dem Anschein nach war das Publikum, das sich in dem Verhandlungsaal versammelt hatte, vorwiegend ein den besseren Ständen angehöriges, wenigstens seiner Toilette nach. Die seidenen Kleider und Federhüte der Damen, die dunklen Anzüge und Cylinder der Herren ließen auf eine bessere Gesellschaftsklasse schließen.

Aber das Bessere war auch hier des Guten Feind, und all die feinen Damen und Herren fühlten bei dem Weh und Leid, bei den Sorgen und Mängsten, dem Unglück und Untergang ihrer Mitmenschen nur das Bedürfnis, sich zu unterhalten, zu amüsieren, anzuregen, damit dann das Essen besser schmeckt.

Der äußere Anblick des Saales hatte un-leugbar etwas Feierliches und Würdiges, und doch hatte man immer den peinlichen Beigeschmack des Komödienhaften, des Gemachten. Die feierlich gepuzte Menge schwakte trotz des Ernstes der Lage gleichgültige und leichtfertige Dinge, und die Richter am grünen Tisch in ihrem weiten pompösen Talar sahen neugierig in den Saal, grüßten da und dort einen Bekannten stumm mit einem Winken der Hand oder mit einem Nicken des Kopfes. Nur die ab und zu gehenden Carabinieri in Paradeuniform machten einen ernstern Eindruck.

Auch auf den Zeugenbänken herrschte ein respektvolles Schweigen. Peppä, die mit ihrem

Vater etwas abgefordert von den übrigen Zeugen sah, schien auf ihre nächste Umgebung einen gewissen Eindruck zu machen, so daß die leichten und amüsanten Bemerkungen, die da und dort im Zuschauerraum über sie gemacht wurden, in ihrer Nähe verstummten. Frau Obermeyer sah mit ihrer Tochter in einer Loge. Marianne hatte anfangs der Verhandlung wegen der für sie zu befürchtenden Aufregung durchaus nicht beizuhelfen wollen, aber sie hatte nicht nachgelassen zu bitten und zu betteln und gesagt, daß sie sich während der Verhandlung, wenn sie nicht mitdürfe, zu Hause zu Tode grämen werde und daß die zu befürchtende Aufregung noch größer und gefährlicher sein würde als in dem Gerichtssaale selbst. So hatte Frau Obermeyer sie denn doch mitgenommen.

Auch Agnelillo und der kleine Antonio Giubba waren da und saßen auf der Zeugenbank. Letzterer war sogar Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit seitens des eleganten Publikums, da man gehört hatte, daß seine Aussagen einen großen Einfluß auf den Gang des Prozesses ausüben würden, ja vielleicht es von ihnen allein abhängen, ob man zu einer Verurteilung gelange oder nicht. Der kleine Barbier fühlte sich durch diese Aufmerksamkeit eines hohen Publikums nicht wenig geschmeichelt, und er wußte schließlich gar nicht mehr, wie er sich setzen und halten sollte, damit auch seine gesamten Vorzüge zur richtigen Würdigung kämen.

Punkt neun Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Er war wohl bleich und tieferrnst, aber sein Gang war fest und sicher, sein Auge kräftig und kühn, sein ganzes Auftreten hatte etwas Zuversichtliches und Sicheres. Auch er mochte froh sein, daß er nun endlich vor der Entscheidung stand, daß nun diese ewigen Verböte und Untersuchungen aufhörten.

Er war in seiner gewöhnlichen Kleidung, die er an dem Abend getragen hatte, an dem das Verbrechen vor sich gegangen war. Aufmerksam waren alle Augen auf ihn gerichtet. Das Gesumme und Geplauder im Saale verstummte, und unter lautloser Stille wurde die Sitzung eröffnet. Nachdem die Identität Marios festgestellt und alle Formalitäten erfüllt waren, die solchen Verhandlungen vorauszufragen pflegen, namentlich die Konstituierung der Jury, wurde die Anklageakte verlesen. Sie lautete auf Raub und vorfälligen Mord, begangen an dem Pfandleiher Leone Giuberti durch Mario Marini, Neapolitaner von Geburt.

Die Unbetheiligten empfanden ja bei dieser Verlesung nichts als ein nicht unangenehmes Gruseln. Das Bewußtsein, bei einer großen, sensationellen Untersuchung zugegen zu sein, wobei man doch das liebe Selbst außer aller Gefahr wußte, berührt neugierige und schaulustige Leute immer mehr angenehm als peinlich. Anders war das bei den Beteiligten, besonders bei der leicht erregbaren Peppä, die in ein hysterisches Schluchzen verfiel, während ihr Vater erbleichte und leicht erzitternd zu Boden sah. Mario selbst verlor seine zuversichtliche, hoffnungsfreudige Ruhe nicht und sprach leise, aber erregt mit seinem Verteidiger, dem Rechtsanwalt Saturini.

Nun begann das Zeugenverhör. „Fräulein Giuseppina Marini,“ rief der Präsident, ein Mann von fünfzig Jahren, Namens Giovanni del Vito, den Peppä aus ihrer früheren glänzenden Zeit sehr gut kannte, „treten Sie hierher, vor diesen Tisch.“ Bitternd und befangen trat Peppä vor.

„Sie haben das Recht, als Schwester des Angeklagten, sich des Zeugnisses zu enthalten,“ fuhr der Präsident fort. „Wollen Sie von diesem Recht Gebrauch machen?“

„Nein,“ antwortete Peppä fest. Sie war vorher vom Verteidiger Marios instruiert worden.

Der Staatsanwalt de Felice lächelte etwas, wie wenn er eine ganz selbstverständliche Sache höre.

„Gut,“ begann der Präsident von neuem, „wenn kein Widerspruch der Prozeßparteien erfolgt, werde ich Sie vereidigen.“

„Ich protestiere gegen die Vereidigung sowohl der Schwester als des Vaters des Angeklagten,“ warf der Staatsanwalt scharf dazwischen, „und zwar aus dem einfachen Grund, weil die Vernehmung dieser Zeugen zu einem Meineid doch eine gar zu große ist. Es ist wohl selbstverständlich und erklärlich, daß diese

„Eine Viertel- bis eine halbe Stunde.“
 „Gut. Weiter.“
 „Dann haben wir gemeinschaftlich gegessen.“
 „Bis zu welcher Zeit dauerte das?“
 „Bis etwa neun oder ein Viertel auf zehn Uhr.“

„Weiter. Und dann?“
 „Dann haben wir uns schlafen gelegt.“
 „Ihr Bruder schläft in einem abgeordneten Raum.“

„Ja.“
 „Allein?“
 „Ja.“

„Sie können also nicht wissen, ob er nicht doch wieder aufgestanden und fortgegangen ist?“

„Ich könnte das wohl wissen, Herr Präsident, denn ich müßte es gehört haben, weil die Wand, die beide Zimmer trennt, sehr dünn ist und den Schall durchläßt. Wenn mein Bruder noch einmal ausgegangen wäre, müßte ich es gehört haben.“

„Haben Sie nicht geschlafen?“
 „Das kann ich nicht bestimmt sagen. Aber auf das bestimmteste erinnere ich mich, daß ich ihn später, in der Nacht, habe — schnarchen hören.“

„So! Um welche Zeit?“
 „Ja, Herr Präsident, wie soll ich das bestimmen? In der Nacht, während ich vielleicht kürzere oder längere Zeit geschlafen hatte und wieder aufgewacht war. Um welche Stunde es aber gewesen ist, das ist mir unmöglich zu bestimmen.“

De Felice lächelte wieder überlegen und sagte leise zu Cardelli, der als sein Adjunkt neben ihm saß: „Natürlich! Will ihn gehört haben und weiß nicht wann! Ist vielleicht ein Hund gewesen, der geschnarcht hat.“

Sonst ergab die Vernehmung Peppas nichts Bemerkenswerthes, ebensowenig die ihres Vaters und einiger Hausbewohner aus der Via Palermo. Dann kam Agnelillo an die Reihe. Agnelillo war schon ein wichtiger Zeuge. Er hatte den Angeklagten an jenem Abend zweimal gesehen, wie er das schon bei seiner ersten Vernehmung behauptet hatte. Er that das auch jetzt wieder, nur mit dem Unterschied, daß er heute seine Aussage beschwören mußte, was er that, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. De Felice machte während seiner Vernehmung häufig Notizen, was den Aussagen in den Augen des Publikums eine gewisse Wichtigkeit verlieh, und sie schienen diese Wichtigkeit auch bei den Richtern zu haben, weil Agnelillo den Angeklagten persönlich von längerer Zeit her kannte und bestimmt behauptete, ihn an jenem Abend wiedererkannt zu haben. Auch die Geschworenen waren, wie man deutlich bemerken konnte, offenbar der gleichen Ansicht.

Zweimal unterbrach Mario das Verhör, indem er laut und aufgeregt das Wort „Lüge“ in den Saal warf, wodurch er sich von seiten des Präsidenten eine Rüge zuzog. Aber alles dies spielte sich noch verhältnismäßig ruhig und gemessen ab. Eine atemlose Spannung entwickelte sich erst, als der kleine Barbierjunge Antonio Giubba vor den Tisch gerufen wurde und, nachdem er ebenfalls geschworen hatte, „die Wahrheit zu sagen, nichts hinzuzufügen und nichts zu verschweigen“, seine Aussagen machte.

Dem Angeklagten wurde der Hut aufgesetzt. Er mußte vor dem Barbierjungen hergehen, ganz genau so, wie er an jenem Abend gegangen war. Es handelte sich darum, festzustellen, ob der „Signore“, den Giubba gesehen hatte, mit Mario identisch sei.

(Fortsetzung folgt.)



Nikolaus Lenau. (S. 252)

Nach einem Oelgemälde von Karl Nath aus dem Jahre 1834. (Aus Lenaus Sämtlichen Werken. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.)

beiden Zeugen dem Angehörigen so viel wie möglich zu Gunsten auszusagen, und leicht möglich, daß sie in diesem Bestreben versucht sein könnten, von der Wahrheit abzuweichen oder Belastungsmomente zu verschweigen. Unter diesem Gesichtspunkt wird die Staatsanwaltschaft auch das Zeugnis dieser Zeugen zu betrachten haben.“

Der Staatsanwalt sprach mit einer gewissen schneidigen Energie. Es mochte ihm darum zu thun sein, in gleicher Weise den Geschworenen, wie dem ausnahmsweise zahlreichen und vornehmen Publikum zu imponieren.

Die Vereidigung unterblieb. „Erzählen Sie mir, Zeugin,“ fuhr der Präsident fort, „was Sie über den Aufenthalt des Angeklagten am Abend des 3. Oktober, an dem der Mord im Vicolo sette Dolori geschah, wissen.“

„Mein Bruder kam an diesem Tag wie gewöhnlich, wenn er mich nicht in der Villa Marini abholte, bald nach acht Uhr nach Hause,“ antwortete Peppä tapfer.

„Bitte, machen Sie Ihre Angaben so bestimmt wie möglich,“ unterbrach sie der Präsident. „Wie viel nach acht Uhr mag das gewesen sein?“

Illustrierte Rundschau.

Prinz Mirko von Montenegro, der sich in Cetinje mit der Tochter des serbischen Obersten v. Konstantinowitsch vermählte, ist der zweite, am 17. April 1879 geborene Sohn des Fürsten Nikolaus von Montenegro, Großwojwode von Grahowo und Zeta, königlich serbischer Hauptmann und Leutnant im 15. russischen Schützenregiment. Der stattliche, energische und offene junge Mann erfreut sich bei den Bewohnern der „schwarzen Berge“ allgemeiner Beliebtheit. Seine Gattin, **Katalie v. Konstantinowitsch**, ist eine Waise des Königs Alexander von Serbien, steht im Alter von zwanzig Jahren und gilt mit ihrem blonden Haar und dunklen Augen

als große Schönheit. — Jetzt ist wieder die Zeit der Flottenübungen, und auch unsere Torpedoboote schießt man in der Nord- wie Ostsee eifrig an der Arbeit. Kürzlich fand ein **Torpedobootmanöver bei Kiel** statt. Die kleinen, kleinen Boote, die pfeilschnell die Wogen durchschneiden, gewähren besonders bei etwas bewegter See einen äußerst interessanten Anblick, und man vergißt darüber fast, welche schweren und aufreibenden Dienst die Mannschaft in dem engen Raum eines solchen Fahrzeuges zu verrichten hat. — Am 15. August sind es hundert Jahre, daß der berühmte Dichter **Nikolaus Lenau** zu Czabad in Ungarn das Licht der Welt erblickte. Sein wahrer Name ist Nikolaus Niembsch v. Strehlenau. Er studierte in Wien die Rechte und wandte sich dann der Medizin zu, ohne jedoch praktischer Arzt zu werden. Seine feurige und zugleich melancholische Natur, deren poetische Ideale stets mit der

Wirklichkeit in schwerstem Konflikt lagen, ließ ihn weder zu einer Befriedigung im Leben noch im poetischen Schaffen gelangen. Seine lyrischen, wie episch-dramatischen Dichtungen zeichnen sich durch Blut der Empfindung, Gedankentiefe, Farbenpracht der Schilderung und den Schwung echter Begeisterung aus und sind das Gemeingut aller Gebildeten geworden. Der Dichter selbst verfiel bereits im 42. Lebensjahre dem Wahnsinn, in dem er jahrelang dahinjehrte, ehe ihn am 22. August 1850 der Tod erlöste.

Das Herrenleutbinden beim Flachsbrechen.

(Mit Bild.)

Ein alter Erntebrauch ist das „Herrenleutbinden“ beim Flachsbrechen. Nähert sich dem Arbeitsstand



Das Herrenleutbinden beim Flachsbrechen.

der Flachsbröckelinnen einer der „Herrenleut“, so eilen die Mädchen auf ihn zu, binden ihm die Hände mit Flachssteingeln, machen ihm Krawatten aus Flachsblüscheln, setzen ihm Flachskränze aufs Haupt und füllen ihm die Taschen mit Flachs. Er wird erst von diesem Schmuck befreit, wenn er ein Lösegeld bezahlt oder verspricht, den Arbeiterinnen eine Labung auf das Feld hinauszuschicken.

Die Glücksquelle zu Passy.

Erzählung von Val. Fern.

1. (Nachdruck verboten.)

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war die jetzt so vornehme und villenreiche Ortschaft Passy bei Paris nur ein armseliges Dörfchen, in welchem einige Bauern, Krautgärtner und Holzhauer wohnten; und das reizende Boulogner Gehölz ganz nahebei, welches jetzt ein so schöner Park ist voll herrlicher Anlagen, war damals ein dem Volke verschlossenes königliches Jagdhege. Karl IX., Ludwig XIII.

hatten, wie auch noch manche ihrer Vorfahren, dort stets mit besonderer Vorliebe dem edlen Weidwerk gehuldt und sich häufig in dem Jagdschloßchen La Muette von den Strapazen, welche das Jagdvergnügen mit sich bringt, erholt. Auch Ludwig XIV. jagte in seiner Jugend dort sehr gerne.

Die armen Krautgärtner, Bauern und Holzhauer in Passy hatten also oft Gelegenheit, den fröhlichen Lärm, die Hornsignale und Galaxis der königlichen Jagden zu vernehmen und zuweilen die hohen, höheren und höchsten Herrschaften aus dem Walde hervor und auf dem Dorfwege entlang sprengen zu sehen. Dann nahmen die armen Leute bei der Feld- und Gartenarbeit demütig ihre Hüte oder Kappen ab und verneigten sich so tief sie konnten. Doch fast nie wurden sie dafür eines gnädigen Blickes gewürdigt. Hasen, Rehe, Hirsche und Rebhühner waren ja für die vornehmen Herren und Edeldamen — denn auch solche beteiligten sich häufig an den

Jagden des Königs — wichtigere und interessantere Wesen als die Hüttenbewohner von Passy. Hätte aber so ein armer Bauer es sich unterstanden, einen Hasen oder ein Rebhuhn zu erlegen, so wäre sofortige Verurteilung zu den Galeeren sein Los gewesen, denn die Jagdgesetze in Bezug auf Bestrafung der Wildfrevler waren damals von barbarischer, jedes menschliche Gefühl empörender Grausamkeit.

Im Jahre 1658 waren die beiden Krautgärtner Michel Robinet und Mathurin Doucet Nachbarn in Passy, beide gleich arm trotz all ihres Fleißes. Ihre Salate, Gemüse und Früchte fuhren sie häufig gemeinschaftlich auf einem Handkarren nach Paris zu Markte, denn bis zum Besitz eines Esels hatte es bis dahin noch keiner von ihnen zu bringen vermocht. Robinet, der verheiratet und Vater einer armen Tochter Namens Annette war, besaß ein größeres Grundstück, Doucet, ein stattlicher und munterer junger Mensch, ein kleineres Stück Gartenland, aber in diesem

sprudelte in einer Ecke aus Kiesgrund hervor eine kristallklare Quelle, deren Wasser von einer ganz besonderen Beschaffenheit war. Es perlte und schäumte im Glase und schmeckte,

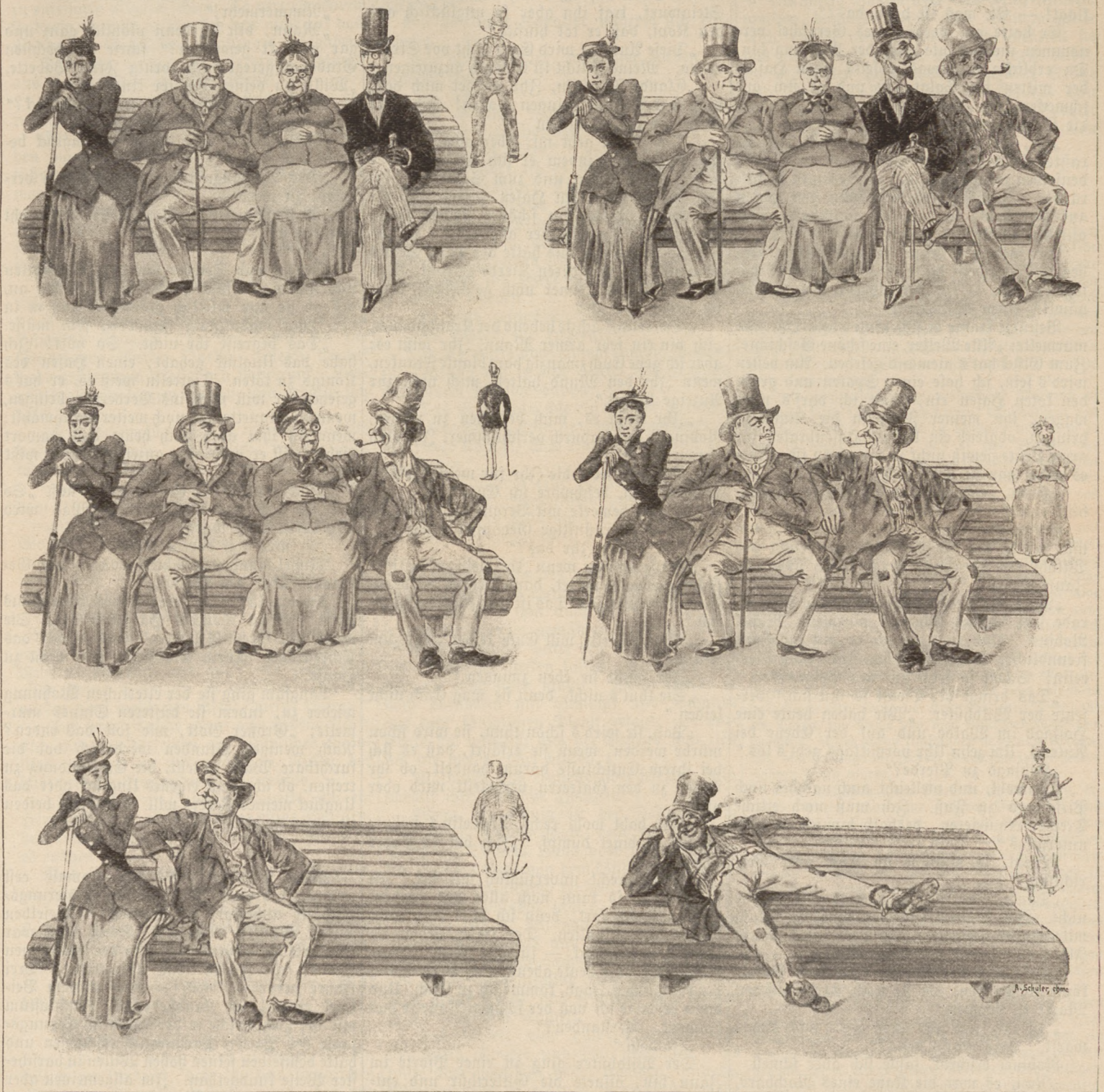
wenn auch etwas prickelnd, höchst angenehm und erfrischend.

Es war nun eigentlich schon abgemacht, daß Mathurin Doucet und Annette früher

oder später sich einmal heiraten sollten, denn die beiden liebten sich von Herzen. Nur die ärmlichen Verhältnisse hatten seither die Verlobungsfeier noch verzögert. Die Umstände

Humoristisches.

Starker Tabak oder Ein Gannerstreich.



waren wirklich noch zu schlecht; man mußte geduldig auf bessere Zeiten warten. Allerdings hätte die hübsche Annette, wenn sie nur gewollt, eine andere, ziemlich gute Partie machen können, denn ein königlicher Wildhüter, Namens Claude Tiercelin, der nahebei

im Walde bei dem Jagdschlosse La Muette wohnte, hatte sich allen Ernstes in sie verliebt und um ihre Hand angehalten, von ihr aber einen Korb bekommen.

Der verschmähte Liebhaber fühlte sich darüber stark beleidigt, und da er ein Mensch

von niedriger Gesinnung war, so grübelte er und sann unablässig auf Mittel, selbst auf verwerfliche, die es ihm ermöglichen könnten, doch noch seinen Willen durchzusetzen.

Ein günstiger Zufall sollte ihm auch wirklich dabei zu Hilfe kommen. — —

Eines Morgens ging Michel Robinet in seinen Krautgarten, um Salat und Gemüse zu pflücken. Dabei bemerkte er zu seinem größten Aerger mehrere angefressene Salatköpfe auf den Beeten.

„Die verwünschten königlichen Hasen!“ murmelte er ingrimmig. „Sind sie doch richtig schon wieder bei meinem Salat gewesen diese Nacht, trotzdem ich den Zaun erst neulich ausgebeffert habe. Ha, dürfte ich nur, wie ich gern wollte! Aber wir armen Leute, die wir so nahe bei dem Gehege des Königs wohnen, werden schrecklich durch das Wild geschädigt und sind dagegen ganz wehrlos. Es ist ein wahrer Jammer — Gott sei's geklagt! — Ei, was ist denn das?“

Er hatte ein verdächtiges Geraschel vernommen und schaute nach der Richtung hin. Da erblickte er etwas abseits einen Hasen, der mitten im Salat saß und es sich gut schmecken ließ. Da ging dem guten Gärtner die Geduld aus.

„Ei, du vermaledeiter Racker!“ rief er, raffte einen schweren Stein auf und warf denselben zornig nach dem vierbeinigen Salaträuber. Zufällig traf der Stein den Hasen auf den Kopf, so daß das naschhafte Tier auf der Stelle des Todes war.

Der biedere Gärtner erschrak heftig. Unbeabsichtigterweise hatte er — das wurde ihm sogleich klar — ein Hauptverbrechen verübt, nämlich einen Wildfrevler.

Bestürzt kratzte er sich hinter dem Ohr und murmelte: „Alle Wetter, eine schöne Geschichte! Zum Glück hat's niemand gesehen. Am besten wird's sein, ich hole einen Spaten und grabe den toten Hasen ein, denn ich darf's nicht wagen, ihn meiner Frau in die Küche zu bringen, obgleich ein leckerer Hasenbraten für arme Leute gewiß nicht zu verachten ist. Aber es wäre gar zu gefährlich.“

„Heda, Robinet!“ rief in diesem Augenblick eine barsche Stimme.

Erschrocken wandte der Gärtner sich um und sah in das breite und listige Gesicht des Wildhüters Tiercelin, der spähend über den Zaun blickte.

„Muß der Teufel diesen schlechten Keel gerade jetzt hierher führen,“ murmelte Michel Robinet. Und laut sprach er mit möglichst freundlicher Stimme: „Aha, Ihr seid's Tiercelin! Schon so früh auf den Beinen?“

„Das bringt der Dienst so mit sich,“ versetzte der Wildhüter. „Wir haben heute eine Hossjagd im Walde und auf der Ebene bei Auteuil. Um zehn Uhr vormittags geht's los.“

„Hejjagd zu Pferde?“

„Zawohl, und vielleicht auch nachher noch Pirschjagd zu Fuß. Ich muß noch etliche Treiber requirieren, deshalb bin ich so früh unterwegs.“

„Wohl, so wünsche ich Euch gute Ver- richtung!“

„Danke! So eilig habe ich es aber gerade nicht. Wir können immerhin noch ein wenig miteinander schwätzen. Hm — was macht Ihr denn eigentlich da im Salat?“

„O, nichts Besonderes. Ich will Salatköpfe abschneiden, um sie nach Paris auf den Markt zu bringen.“

„Ich sah, wie Ihr einen Stein nach etwas warft. Was war's denn?“

Robinet erschrak, faßte sich aber schnell.

„Nun, es war die Kaze eines Nachbars, die ich in meinem Salat ertappte,“ versetzte er.

„Habe bisher in meinem Leben noch niemals davon gehört, daß eine Kaze Salat frisst.“

„Jedenfalls war sie da hinter Feldmäusen her.“

„Dann wäre sie Euch ja nützlich gewesen, und Ihr brauchtet sie nicht zu verschrecken.“

Der unglückliche Krautgärtner schnappte nach Luft; er wußte nicht mehr, wie er sich aus der Klemme ziehen sollte. Tiercelin aber fuhr bedächtig fort: „Ich sehe da im Salat die Hinterbeine des Tieres, welches Ihr so eben durch einen Steinwurf getötet habt. Ich will darauf schwören, daß es keine Kazebeine sind.“

„Besten Tiercelin, ich bitte Euch inständig —“ „Was da! Hasenbeine sind's, Robinet. Frevlerhafterweise habt Ihr einen Hasen des Königs getötet.“

„Schreit nicht so laut! Es war ein unglücklicher Zufall. Ich wollte den Hasen, der meinen Salat aufraß, verschrecken durch einen Steinwurf, traf ihn aber so unglücklich auf den Kopf, daß er tot hinfiel.“

„Diese Ansrede wird Euch nicht vor Strafe retten. Meine Pflicht ist's, Euch anzuzeigen.“

„Claude Tiercelin, Ihr werdet mich doch nicht ins Unglück bringen wollen! Ich bitte Euch um Gottes willen —“

„Die Pflicht geht mir über alles,“ sprach der Wildhüter, indem er sich gewandt über den Zaun schwang und zum Salatbeet hin- lief, wo er den toten Hasen aufhob und betrachtete. „Welch ein schöner, feister Hase! Vielleicht ist's gerade der allerschönste in des Königs Wildstand und hätte der Tafel Seiner Majestät zur besonderen Zierde gereicht. Das kann ja freilich immer noch geschehen, denn ich liefere ihn ab.“

„Tiercelin,“ ächzte bebend der Krautgärtner, „ich bin ein sehr armer Mann, Ihr wißt es; aber ich gebe Euch zwanzig bare blaue Franken, wenn Ihr den Mund haltet, mich nicht zur Anzeige bringt.“

„Ihr wagt es, mich bestechen zu wollen, Robinet? Ha, dadurch verschlimmert Ihr noch Euren Frevler.“

„Bei der Liebe, die Ihr für meine Tochter Annette hegt, beschwöre ich Euch —“

„Ei, ich bemerke mit Vergnügen, daß Ihr endlich auf vernünftige Gedanken geratet.“

„Wie meint Ihr das?“

„Ganz einfach: wenn Ihr mein zukünftiger Schwiegervater wäret, dann freilich würde ich Euch nicht anzeigen. Das ist doch selbstverständlich.“

„Aber Annette will Euch leider nicht zum Manne.“

„Ihr müßt sie eben zwingen.“

„Sie thut's nicht, denn sie mag Euch nicht leiden.“

„Nah, sie wird's schon thun, sie wird schon müde werden, wenn sie erfährt, daß es sich bei ihrem Entschlusse darum handelt, ob ihr Vater zu den Galeeren verurteilt wird oder nicht.“

„Ihr habt wohl recht, Tiercelin,“ stöhnte Michel Robinet dumpf. „Ich bin in Eurer Gewalt.“

„Also sprecht unverzüglich mit ihr. Ist sie gescheit, so kann noch alles gut werden. Jetzt gehe ich fort, denn ich darf mich nicht länger hier aufhalten. Den Hasen nehme ich mit als Beweistück — für alle Fälle! Heute nachmittag oder heute abend, nach Beendigung der königlichen Jagd, komme ich zu Euch. Und dann erwarte ich von der schönen Annette das Jawort. Verstanden?“

„Zawohl.“

Der Wildhüter ging zu einer Pforte im Zaun hin, öffnete die Gitterthür und entfernte sich. Michel Robinet seufzte kläglich und murmelte dem Elenden eine Verwünschung nach. Dann ging er mit sorgenschwerer Miene ins armselige Häuschen zu seiner nichts von dem Unheil ahnenden Familie. Nur seine Frau Babette war anwesend.

„Wo ist Annette?“ fragte er.

„Zu der Küche.“

„Hole sie! Ich habe ihr sehr Wichtiges zu sagen.“

Seine Frau entfernte sich und kam schon nach einer Minute mit ihrer Tochter wieder herein.

„Annette,“ sprach Robinet, „es thut mir sehr leid um dich, aber es kann nun nicht mehr geschehen, daß du Mathurin Doucet heiratest.“

„Warum nicht?“ fragte höflich erstaunt das junge Mädchen.

„Weil ein zwingender Grund vorhanden ist, daß du einen anderen heiraten mußt.“

„Wen denn?“

„Den Wildhüter Claude Tiercelin.“

„Nimmermehr!“

„Mann, bist du denn plötzlich ganz und gar verrückt geworden?“ schrie im höchsten Grade aufgeregt und zornig Frau Babette. „Willst du deiner Tochter Unglück?“

„Nein. Aber wollt ihr mein Unglück?“ fragte der Krautgärtner dagegen.

„Nein, gewiß nicht. Welches Unglück bedroht dich denn?“

„Das Verhängnis, zu den Galeeren verurteilt zu werden.“

„Wenn Annette den elenden Tiercelin nicht heiraten will?“

„Ja.“

Mutter und Tochter schauten den Gatten und Vater mit solch sonderbaren Blicken an, als ob sie nun wirklich glaubten, daß er in der That wahnsinnig geworden sein müsse.

„Das begreift ihr nicht. So hört! Ich habe das Unglück gehabt, einen Hasen des Königs zu töten. Tiercelin weiß es, er hat's gesehen, er will mich ins Verderben bringen, wenn du, Annette, ihn noch weiter verschmäht; wenn du ihm aber noch heute das Jawort giebst, will er mich nicht anzeigen. Nun wißt ihr's.“

Annette schrie vor Entsetzen laut auf. „So soll ich also das Opfer sein? Was wird Mathurin dazu sagen?“

„Er muß sich darenin finden.“

Michel Robinet berichtete danach noch Genaueres über den Vorfall.

Annette lief in aufgeregter Hast hinaus ins Freie und zu Doucets Häuschen hin. Sie wollte mit ihrem Geliebten sprechen über das Schreckliche. Allein Mathurin war nicht zu Hause.

Langsam ging sie der elterlichen Wohnung wieder zu, indem sie düsteren Sinnes murmelte: „Großer Gott, wie soll das enden? Nach wenigen Stunden werde ich vor die furchtbare Wahl gestellt, die Entscheidung zu treffen, ob ich mein eigenes Unglück oder das Unglück meines Vaters will. Eines von beiden ist unvermeidlich.“

2.

König Ludwig XIV. war damals erst zwanzig Jahre alt. Was die ersten Regierungsgeschäfte anbetraf, so überließ er dieselben seinem Minister Mazarin. Sonst aber war er allerdings zuweilen schon in der souveränen Laune, sehr selbstherrlich aufzutreten. Drei Jahre zuvor — 1655 — war er zum Beispiel einmal im staubbedeckten Jagdkostüm mit der Hezpeitsche in der Hand im Sitzungssaale des Pariser Parlaments erschienen und hatte demselben seinen hohen Willen in barsche- ster Weise kundgethan. Im allgemeinen aber lebte er nur seinen Vergnügungen, wozu vor allem damals die Freuden der Jagd gehörten.

Am diesem schönen Maitage, der, als die Sonne hoch stieg, sehr warm wurde, jagte er also, wie schon so oft, im schönen Boulogne- Gehölz, seinem Lieblingsgehege. Um von einem Teile des Waldes auf dem kürzesten Wege nach einem anderen zu gelangen, ritt er mit

seinem Gefolge von Kavaliern des Hofes und einigen Jagdbedienten auf die Dorfstraße von Passy hinaus.

Als er aber aus dem kühlen Waldesschatten in den grellen Sonnenschein hinauskam, überfiel ihn plötzlich eine Schwächeanwandlung. Er wurde ganz blaß und wäre beinahe vom Pferde gefallen.

Dies geschah gerade vor dem Häuschen des Gärtners Doucet.

Vor der Thür desselben standen Mathurin, der unterdessen nach Hause gekommen war, und Annette, in ein erregtes Gespräch vertieft über das Verhängnis, welches ihre Liebe bedrohte, und dem nach ihrer Meinung kaum zu entrinnen möglich schien. So vertieft waren sie darin, daß sie anfänglich gar nicht auf das Nahen des königlichen Jagdzeuges achtgaben.

Doch jetzt wurden sie allerdings jählings aus ihrem Gespräch aufgeschreckt.

„Zu Hilfe Seiner Majestät!“ wurde gerufen. „Dem Könige ist nicht wohl!“

Der Zug hielt an. Einige Kavaliere hoben den jugendlichen Monarchen vom Pferde und führten ihn zu Doucets Häuschen hin. Es war nur wenige Schritte abseits vom Wege.

Links von der Hausthür stand eine grün angestrichene hölzerne Bank. Auf dieselbe setzte sich der blasse, schweratmende junge König.

„Ein Glas frisches Wasser!“ keuchte er leise. „Schnell!“

Annette holte rasch ein Glas aus dem Häuschen Doucets und lief damit hin zur sprudelnden klaren Quelle. Gleich darauf kredenzte sie dem König den Labetrunk. Ludwig trank in langen Zügen und erholte sich rasch.

„Das thut wohl,“ sagte er, indem er Annette das Glas reichte. „Wahrlich, ein köstliches Wasser! Mädchen, hole mehr davon!“

Hurtig lief sie zur Quelle und kam mit dem frisch gefüllten Glase alsbald zurück.

„Es ist gewiß ein gesundes, heilsames Wasser,“ sagte ein kenntnisreicher Höfling. „Es perlt, es moussiert im Glase. Allem Anschein nach ist hier eine Mineralquelle, eine Art natürlicher Sauerbrunnen.“

„Das wird wohl so sein,“ sprach der König. „Besseres Wasser habe ich nie getrunken. Ich will mir davon nach La Muette schicken lassen, denn es bekommt mir gut.“ Er stand auf. „Die kleine Schwäche ist vorüber. Ich bin wieder ganz wohl. Zu Pferd, meine Herren!“

Aus seiner Tasche zog er eine seidene Börse und entnahm derselben ein funkelndes Goldstück, welches er mit gnädigem Nicken der hübschen Wasserpendlerin überreichte.

„Jetzt oder nie!“ dachte Annette, sich ein Herz fassend. „Eine solch günstige Gelegenheit kommt nicht so leicht wieder. Ich muß es wagen.“

Und sie stammelte schüchtern: „Majestät, ich bitte um eine große Gnade!“

„Was wünschst du denn, Kleine?“ fragte Ludwig, indem er sie lächelnd dabei anblickte.

„Es handelt sich um mein ganzes Lebensglück.“

„Kann ich dasselbe auf irgend eine Weise befördern?“

„Ja, Majestät.“

„Wie denn das?“

„Ich bitte, durch einen gnädigen Machtpruch zu hindern, daß ich den königlichen Wildhüter Tiercelin heiraten muß, der mir gar nicht gefällt.“

„Gi, du brauchst ihn ja nicht zu nehmen,“ sagte lachend der König.

„Ich werde dazu gezwungen.“

„Wer zwingt dich? Dein Vater vielleicht?“

„Mein Vater will mich gar nicht gern

dem Tiercelin geben, aber dieser zwingt ihn dazu. Sonst will er ihn anzeigen.“

„Was will Tiercelin anzeigen?“

„Mein Vater, der arme Gärtner Robinet, wohnt da drüben. Heute morgen, ganz frühe, wollte er einen Hasen aus seinem Salat verschleichen, hatte aber das Unglück, durch den Steinwurf den Hasen zu töten.“

„Oho, Wildfrevler! Dein Vater mußte wissen, daß er meine Hasen nicht umbringen darf.“

„Es war nur ein unglücklicher Zufall, Majestät.“

„Nun, Mädchen, ich will dir glauben. Der Frevler soll ihm verziehen sein. — Mein Oberstjägermeister!“

Ein stattlicher Kavaliere näherte sich ehrerbietig. „Sire?“

„Sie haben gehört, was hier soeben gesprochen wurde?“

„Ja, Sire.“

„Der Gärtner Robinet soll also wegen Jagdfrevls nicht verfolgt werden.“

„Sehr wohl, Sire.“

„Anderz aber ist es mit meinem nichtswürdigen Wildhüter Tiercelin. Er hat in pflichtwidriger Weise die sofortige Anzeige des geschehenen Wildfrevls unterlassen, hat seine Kenntnis von dem Vorfall sogar zu dem Versuch benutzt, einen Schurkenreich zu seinem Privatnutzen ins Werk zu setzen. Dafür soll er bestraft werden.“

„Es wird geschehen, Sire.“

„Zu Pferde, ihr Herren!“

Ludwig nickte noch einmal gnädig Annette zu, schwang sich in den Sattel und sprengte mit seinem Gefolge davon.

„Das ist beinahe wie ein schöner Traum,“ sagte Annette. „Wie gut und freundlich ist der junge König! Alle Sorge hat er von uns genommen.“

Mit Mathurin eilte sie zu ihren Eltern. Auch diese waren begreiflicherweise hocherfreut, als sie von der glücklichen Wendung der gefährlichen Angelegenheit Kenntnis erhielten.

Claude Tiercelin ließ sich bei Michel Robinet an dem Abend des ereignisreichen Tages nicht sehen. Es war ihm auch gar nicht möglich, seinem Versprechen gemäß zu erscheinen. Der Oberstjägermeister hatte ihn nämlich sogleich ins Gefängnis stecken lassen, worin er drei Monate lang sitzen mußte. Dann wurde er noch obendrein mit Schimpf und Schande aus dem königlichen Dienst gejagt. Er entfernte sich gänzlich aus der Gegend und ließ sich nie wieder dort blicken.

Mathurin und Annette aber feierten bald darauf ihre fröhliche Hochzeit. —

Wenn der König in der Folgezeit im Boulogner Gehölz jagte und im Dörflein Passy an Doucets Haus vorbei kam, ließ er sich stets ein Glas von dem köstlichen Mineralwasser zur Erquickung reichen, wofür er jedesmal einen Louisdor zahlte.

Auch ließ er sich nach La Muette, nach Marly, nach Paris und in späteren Jahren auch nach Versailles, nachdem er dort das prächtige große Residenzschloß hatte erbauen lassen, viele große Krüge und Flaschen voll schicken gegen reichliches Entgelt.

Das bildete eine gute Einnahme für Mathurin Doucet und sein Weibchen. Es sollte aber noch viel besser kommen, und die Mineralquelle zu einer wahren Glücksquelle werden, nicht nur für das junge Ehepaar, auch für den ganzen Ort.

Was ein König thut, wird bald Mode bei den Vornehmen und Reichen. Das ist ja immer so. Es wurde also Mode, das Mineralwasser von Passy zu trinken, um so mehr, als eine genaue wissenschaftliche Unter-

suchung seitens sachkundiger Gelehrter ergab, daß die Quelle wirklich ein außerordentlich guter Sauerbrunnen war. Man hielt es bald für besonders zuträglich, das Wasser an der Quelle zu trinken. Schöne Damen und vornehme Herren begaben sich scharenweise nach Passy, Gasthäuser, Pavillons und Villen wurden erbaut, und der Ort hob sich von Jahr zu Jahr. Die dortigen Grundstücke stiegen bald ungeheuer im Preise.

Das dauerte wohl ein Jahrhundert und länger, bis die mineralischen Quellen anderer, von Paris entfernterer Gegenden in Aufnahme kamen und allgemach über den Sauerbrunnen von Passy den Sieg davontrugen.

Mathurin Doucet und seine Frau Annette wurden damals durch ihre Mineralquelle reich. Nicht nur schöpften und schenkten sie das vielbegehrte Wasser an der Quelle selbst, sie verfaßten auch weithin gefüllte Krüge und Flaschen. Durch die Glücksquelle von Passy wurden die ehemals so armen Bauern und Krautgärtner des Ortes zu wohlhabenden Leuten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Millionärskannen. — In der unbefchränkten Verfügung über große Reichtümer liegt für nicht sehr gefestete Charaktere eine große Gefahr, und die Fälle sind deshalb bekanntlich nicht gar so selten, daß auch ein schier unerschöpflich scheinendes Vermögen durch die Tollheiten seines Besitzers in kurzer Zeit bis auf den letzten Rest verschwunden ist. Einige der in den letzten Jahren durch ihre Absonderlichkeiten am meisten hervorstechenden Millionäre lassen wir kurz an dem Leser vorüberziehen.

Der noch nicht lange verstorbene Marquis of Hastings setzte seinen Stolz darein, die schönsten und teuersten Pferde der Welt zu besitzen, und ging so weit in dieser Neigung, daß er zum Beispiel das Rennpferd „Kangaroo“ um 260,000 Mark, den höchsten Preis, der je für ein solches bezahlt wurde, ankaufte. Hastings besaß allerdings ein Vermögen von nahezu dreißig Millionen Mark und konnte sich demnach schon etwas leisten. Als er aber plötzlich auf die Idee verfiel, den teuersten Haushalt der Welt zu führen, da nahm natürlich seine Verschwendung einen ungleich größeren Umfang an, und die Folge davon war, daß der Lord binnen Jahresfrist etwa fünf Millionen Mark allein für seinen Haushalt ausgegeben hatte. Nebenher verausgabte er aber noch Unsummen zu „wohlthätigen Zwecken“. Oft nahm er 20,000 bis 30,000 Mark ruhig bei n Verlassen des Hauses mit sich und hatte schon zu Mittag alles verschwenkt. Ja, eines Tages machte er in einer besonders freigebigen Stimmung der Kellnerin einer Trinquhalle ein Palais im Werte von vier Millionen Mark zum Geschenk. Unter diesen Umständen ist es noch erstaunlich, daß Hastings mit seinem Vermögen erst in sieben Jahren fertig wurde.

Sein Nachahmer, der Marquis of Ailesbury, erlangte hierin schon eine größere Virtuosität und brauchte nur sechs Jahre, um ein Vermögen von etwa 40 Millionen Mark seinen täglich wechselnden Launen zu opfern. Er wirtschaftete übrigens weniger deshalb so rasch ab, um sein Vorbild Hastings zu verdunkeln, sondern weil diesem Millionär, nachdem er schon zu früh alle Genüsse des Lebens durchkostet, als das beneidenswerteste Los eines Sterblichen das — eines Droschkentuschers vorschwebte. Dieses sein Sehnen wurde auch gestillt, indem er sich von dem Reste seines Reichthums noch einen Gaul samt Wagen anschaffen konnte.

Die Eigentümlichkeiten mancher Krösusse treten nicht selten in Bezug auf die Beschaffenheit ihrer Wohnungen besonders grell hervor. So hat ein Engländer jahrelang in einem Wagen von der Art gehaust, wie er Gymnastiken, Akrobaten und sonstigen fahrenden Volk zur Wohnung dient, und der zwanzigfache, aus Spanien gebürtige Millionär Senama hatte gar die Laune, in einer Gruft zu leben, die auf seinem Landstige Marseille erbaut und luxuriös eingerichtet worden war.

Häufiger jedoch noch als derartige immerhin eine gewisse Stabilität des Empfindens bekundende Excentricitäten trifft man bei diesen vielfachen Millionären einen unaufhörlichen Wechsel in ihren Neigungen an.

Bei Señor d'Arce, dem vor einiger Zeit ermordeten Präsidenten von Bolivia, einem unermeßlich reichen Manne, drängte eine Laune die andere, und er wußte nie, ob ihm nicht eine Stunde später die Befriedigung des gleichen Wunsches Abscheu erregen würde, die er unmittelbar vorher leidenschaftlich herbeigesehnt. Während er Gefandter in Paris war, ritt d'Arce eines Tages bei Vincennes vorüber. Er kam an eine Villa, die ihm gefiel, trat ohne weiteres ein und sprach die eben bei Tische befindliche Familie, der die Villa gehörte, folgendermaßen an: „Verzeihen Sie, wenn ich störe, ich wollte nur fragen, ob Sie diese Villa verkaufen; sie gefällt mir.“

„Je nachdem, das kommt ganz darauf an,“ versetzte der erstaunte Hausherr.
 „Was soll sie kosten?“
 „Zwei Millionen Franken.“
 „Können Sie gleich ausziehen?“
 „Wenn es sein müßte, in etwa einer Stunde.“
 „Nein,“ sagte d'Arce, „das ist zu spät. Wer weiß, ob sie mir in einer Stunde noch gefällt. Hier ist eine Anweisung auf zwei Millionen, aber sehen Sie gefälligst vom Tische auf und gehen Sie sofort.“ Und die Familie, die den Namen d'Arces kannte, erhob sich, der neue Besitzer der Villa aber setzte sich an der gedeckten Tafel nieder und ließ sich das Mahl trefflich schmecken.

Da gerade vom Essen die Rede ist, so mag noch erwähnt werden, daß in New York vor etlichen Jahren zwei Feinschmecker lebten, welche sich wöchentlich einmal ein in Paris völlig zubereitetes üppiges Mahl in eigens hierzu konstruiereten warmhaltenden Gefäßen mit dem Schnelldampfer bringen ließen und dasselbe dann gemeinsam verzehrten.

Ein Herr von gleichfalls sehr merkwürdigen Neigungen ist der Marquis de B., ein bekannter Pariser Sportsman. Er hat vor allem eine förmliche Leidenschaft, jedermann, mit dem er in Berührung kommt, hypnotisieren zu wollen. Vor kurzem nun versuchte er auch seine Braut, ein sehr hübsches, indessen armes Mädchen, zu hypnotisieren, allein ohne Erfolg. Die Dame aber that ihm, um die Gunst des wetterwendischen Herrn nicht zu verscherzen, den Gefallen, sich so zu benehmen, als ob sein Experiment gelungen wäre. Unglücklicherweise gab ihr der Marquis den Befehl, sich bei dem nächsten Friseur ihre prachtvollen Haare abschneiden und sich den Rest in kleine Locken kräuseln zu lassen. Dem bestürzten Mädchen blieb nichts übrig, um eine Aufdeckung der Täuschung zu verhindern, als sich unverzüglich zu dem Haarkünstler zu begeben und das schwere Opfer zu bringen. Doch als die Dame nach einer Stunde wieder vor ihrem Verlobten erschien, machte dieser ein sehr verblüfftes Gesicht und erklärte kurzweg, er finde sie so verändert, daß er bei ihrem Anblick keine Spur von Liebe mehr fühlen könne. Er blieb auch allen Bitten des armen Mädchens gegenüber taub und ließ sie mit ihrem Titusköpfchen sitzen.

An die römischen Herren der Kaiserzeit, von denen uns Seneca berichtet, erinnert ein millionenreicher Pariser Bürger, der einen Tag herrlich und in Freuden lebt, den folgenden aber als Bettler kümmerlich sein Dasein fristet.

Eben solche philosophische Veranlagung zeigt ein in Birmingham wohnender Krösus, der sich mitunter als Lastträger verdingt, um dann am Abende, ermüdet heimkehrend von schwerer körperlicher Arbeit, am reich besetzten Tische wieder stets von neuem empfinden zu können, welches glück-

liche Loos er vor den meisten anderen Sterblichen gezogen.

Chopins erstes Konzert. — An einem Augustabend des Jahres 1826 fuhr ein einfacher Reisewagen durch das Städtchen Reinerz in der Grafschaft Glatz dem eine Viertelstunde weiter gelegenen Badeorte gleichen Namens zu. Eine schöne Dame von fremdländischem Typus mit ihrem siebzehnjährigen Sohne und einer jungen Tochter waren die Insassen. Die Tochter war krank, der Sohn leidend und schwächlich; die berühmten Heilquellen von Reinerz sollten Hilfe bringen. Weit aus dem fernen Polen hatten sie die mühselige Reise durch die bergige Grafschaft endlich zurückgelegt. In der Nähe der Quellen fanden die Reisenden in einem bescheidenen Häuschen Wohnung. Am anderen Tage las man in der Kurliste als angekommen: „8. August 1826, Nr. 300, Madame Chopin mit Sohn und Tochter aus Warschau.“ Nur einige wenige Tage waren seit Ankunft der

Mittel standen sie hilflos und verlassen in der Fremde. Auch die Familie Chopin hörte von dem Trauerfall, und in dem jungen Friedrich reifte der Entschluß, durch ein Konzert den armen Kindern zu helfen. Im alten Kurssaal, der jetzt Theater ist, fand am 16. August das Konzert statt, das erste, welches Friedrich Chopin öffentlich im Auslande gab. Es trug dem jungen Künstler viele Erfolge, den armen Waisen reiche Erträge ein. Von dieser Zeit an trug sich Chopin mit dem Gedanken, ausübender Künstler zu werden. Im alten Kurssaal ist eine Tafel angebracht, welche Kunde davon giebt, daß hier Chopin zum erstenmal in einem Konzert zum Besten zweier Waisen öffentlich aufgetreten ist.

Im Bade Reinerz, unweit der Stätte, da er seine Kunst in den Dienst der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe stellte, ist ihm auf Anregung vieler Landsleute ein Denkmal gesetzt worden, ein Sphenitstein mit Chopins Bronzemedaille. Die Badekapelle spielte, als die Hülle fiel, die Mazurka Opus 56 Nr. 2 des unvergesslichen Meisters. [C. T.]



Note Waldameisen tragen die geraubten Puppen einer anderen Art nach ihrem Nest.

Aus dem Leben der Ameisen.

(Mit Bild.)

Eine der interessantesten Ameisenarten ist die rote Waldameise (*Formica sanguinea*), die aus eigener Zucht keine Arbeiter entwickelt, sondern nur kriegerische Instinkte hat. Diese roten Ameisen ziehen gegen den Bau anderer Ameisenarten aus, überwältigen nach hartem Kampfe die Verteidiger und schleppen deren Puppen in ihren Bau, wo sie sie durch bereits früher geraubte Arbeitsameisen großziehen lassen. Die ausschließenden Arbeitsameisen dienen den Räubern als Sklaven. Unser Bild

Polen vergangen, als ein Todesfall im Bade Reinerz die Gemüther in Aufregung versetzte. Zwei junge Mädchen verloren ihre Mutter, und ohne jegliche

zeigt eine von einem siegreichen Raubzug mit ihrer Beute heimkehrende Schar dieser Sklavenjäger aus dem Insektenreiche.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 31: Machte dich die Luft erfinden, muß erleuchten dich der Schmerz.

Arithmogryph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 eine badische Landschaft,
- 2 4 6 7 eine Stadt in Rußland,
- 3 2 1 5 3 eine Hülsenfrucht,
- 4 5 7 2 ein Fluß in Bayern,
- 5 4 3 6 ein Nebenfluß des Rheins,
- 6 7 2 1 3 ein Ernteprodukt,
- 7 8 6 3 ein Sinnesorgan,
- 8 2 4 7 5 eine alttestamentliche Person.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Wechsel-Rätsel.

Mit a ein Bild voll Säure und Graus,
 Voll Kampf und Todeswanken;
 Mit e zieht stets die Tugend aus,
 Die Hoffnung flieht den Kranken;
 Mit i lob' ich mir Mann und Wort,
 's ist alter Väter Weisheit;
 Mit u hat dich zu dunklen Ort
 Geührt die kleine Meise.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösungen von Nr. 31:

des Silben-Rätsels: Fant, Infant, Infantin;
 des Homonyms: Geraten.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart